

sten. Franz J. Ronig bringt hier die pragmatische Seite der Medaille zur Sprache, die der Historiker nur sehr ungern respektiert.

Sind es denn die Rendanten, die in unserem reichen Land immer das letzte Wort über das kulturelle Erbe haben? Genügt etwa der Hinweis auf mangelnde Rentabilität, um die Öffentlichkeit aus weiterer Verantwortung zu entlassen? Auf dem letzten Kunsthistorikertag in Frankfurt hat Gottfried Kiesow unter allgemeiner Zustimmung die geläufige Simpelformel „Nutzbarkeit gleich Erhaltungszumutbarkeit“ widerlegt. Die abstoßendsten Destruktionen von 1802/3 waren jene, die aus Profitstreben heraus geschahen. In diesem einen Punkt wenigstens könnten wir aus der Geschichte lernen: Die Nachwelt ist auf das Verantwortungsgefühl der Heutigen angewiesen — vielleicht wird sich später eine sinnvolle Nutzung finden, die wir noch nicht ahnen. Der Reflexionsstand von Frankfurt sollte künftig nicht mehr unterschritten werden.

Wenn das entscheidende Finanzproblem lösbar wäre, müßte dem Bistum selbst vor allen an Lösungen gelegen sein, die außerhalb von „Realitätsbezug“, d.h. Rentabilität, liegen. Das generelle Problem, das hier am Beispiel von St. Maximin betrachtet wird, lastet in erster Linie auf den Diözesen. Es leuchtet ein, daß man sie mit der Baulast bedeutender Denkmäler, die keine Nutzung haben — oder deren Nutzung schädlich ist —, nicht allein lassen darf, daß die Öffentlichkeit als ganze für die Pflege eines Denkmals von hohem Rang einzustehen hätte.

So liegt es zunächst einmal auf der Hand, an die bestellten Vertreter der Öffentlichkeit zu appellieren: Verehrte Politiker/innen, Sie haben längst bemerkt, daß Geschichte Konjunktur hat. Sie betätigen sich dementsprechend, sammeln Modernes, feiern in alten Schlössern, lassen in Japan und den USA Kunstausstellungen machen, gründen Geschichtsmuseen und preisen die identitätstiftende Macht von Kultur und Tradition. Doch auch daheim gibt es konkrete Aufgaben. Sie können sich positiv profilieren, indem Sie sich dafür einsetzen, daß nicht nur die Mauern von St. Maximin stehenbleiben, sondern auch die Würde des Ortes wiederhergestellt wird. (Könnte man vielleicht mit Ihrer Hilfe erreichen, daß das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz seine Statuten weitherzig auslegen darf?)

Voraussetzung dafür, daß gemeinschaftlich gehandelt werden kann, ist aber, daß der kirchliche Eigentümer sich vor Übereilung hütet. Eine Denkpause böte Chancen für eine bessere Lösung.

Bauforschung

DIE FRÜHOTTONISCHE ABTEIKIRCHE ST. MAXIMIN IN TRIER

Vorbericht zu den jüngsten Grabungen und Bauforschungen
des Rheinischen Landesmuseums Trier

(mit drei Abbildungen und einer Figur)

Seit dem Erscheinen des Inventarbandes *Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Trier (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 13, 3, Düsseldorf 1938)*, der bis zu den jüngsten

Untersuchungen den Kenntnisstand der Forschung repräsentierte, haben städtebauliche Eingriffe das beachtliche Klosterareal bedauerlicherweise weiter nachteilig verändert: Südlich der Kirche wurde 1953 das Versorgungsamt angesiedelt, bei dessen Errichtung ein kleiner, spätantiker Cömeterialbau mit gewesteter Apsis ergraben werden konnte. Die nachdrücklichste, sozusagen „durchschneidende“ Maßnahme bildete 1959 die Schaffung eines neuen Straßenzuges „In der Reichsabtei“, der am Chorghaupt vorbeiführend die ehemalige Außenkrypta und das Klosterquadrum überbaute. Lediglich in einer Notgrabung konnte 1958—59 vor dem Straßenausbau die Außenkrypta untersucht werden. Eine weitere erhebliche Beeinträchtigung brachten der Bau einer Schule (1979) unmittelbar nordwestlich der Kirche sowie Postgebäude und Plätze, die nunmehr fast den ganzen östlichen Teil des Klosterareals überdecken.

Der ursprüngliche Klosterbezirk wurde wahrscheinlich spätestens im 10. Jahrhundert mit einem ringförmigen Graben von etwa 900 m Länge umgeben, dessen Zugang von Westen, anscheinend über ein bewehrtes Brückenbauwerk, möglich war. Im Zentrum der im Durchmesser rund 270 m messenden Umwehrgung lag die frühgotische, über einem frühchristlichen Cömeterialbau errichtete Abteikirche, deren Grundriß von den Nachfolgebauten weitgehend übernommen wurde (*Abb. 1a*).

Ein weitreichendes Sanierungs- und Restaurierungsprogramm an der nach 1680 wiederaufgebauten Abteikirche war für das Rheinische Landesmuseum Trier der Anlaß, Ende 1978 mit umfangreichen Ausgrabungen in der Kirche zu beginnen, primär auf die Erforschung frühchristlicher Bauanlagen ausgerichtet, die auf einem spätantiken Friedhof entstanden waren. Bereits 1936 waren bei Grabungen Bauteile angeschnitten und ohne eingehende Untersuchungen irrtümlich als „einwandfrei nicht römisch“ erkannt worden. Tatsächlich gehören diese Befunde jedoch zu einem gewaltigen Cömeterialbau des 4. Jahrhunderts, der nördlich der Alpen seinesgleichen sucht. Dieser Großbau, der sich aus einem oblongen Grabbau heraus entwickelt hat, soll in einer eigenen Publikation vorgelegt werden.

Auf dem Friedhof waren die Bischöfe Agricus (ca. 312—329) und Maximinus (ca. 329—346) in einer oder mehreren Grabkammern beigesetzt, die gegen Ende des 4. Jahrhunderts den östlichen Abschluß des Großbaues bildeten. Agricus wird die Errichtung einer ersten, Johannes Evangelist geweihten Kirche am Platz zugeschrieben (*Vita sancti Maximini*). Beide Bischöfe waren auch entscheidend mit dem Bau der Doppelkathedrale über einem aufgegebenen Palast des Kaisers Konstantin befaßt. Bald nach ihrem Tode galten sie in den Augen der Christen als Heilige und genossen als solche hohe Verehrung. Der Wunsch der Gläubigen, im Tode in schützender Nähe der Heiligen zu ruhen, führte letztlich zu dem Anwachsen des gewaltigen Cömeterialbaues, in dem gegen Ende der Römerzeit etwa 1000 (!) Sarkophage in 2 Lagen übereinander Platz fanden. Die Großzügigkeit der Anlage sowie die Ausstattung einiger herausragender Gräber mit hochfeinen und golddurchwirkten Textilien lassen die Nähe der Kaiserresidenz erahnen. Im frühen Mittelalter blieb der antike Großbau im Grundriß unverändert. Gregor von Tours erwähnt im 6. Jahrhundert das Grab des Hl. Maximinus in den Gruft-räumen, die weiterhin das Kernstück des Ganzen bildeten. Der Ort wurde wohl spätestens seit dem 7. Jahrhundert von einer klösterlichen Gemeinschaft behütet.

Erst das 10. Jahrhundert bringt eine entscheidende bauliche Veränderung, die möglicherweise im Zusammenhang mit dem Anschluß von St. Maximin an die lothringische Klosterreform von Gorze (933) zu sehen ist. Bis auf die Krypten, die in erweiterter Form als Außenkrypta in die neue Chorlösung einbezogen wurden, entstand an der Stelle der spätantiken Bauanlage ein fast flächendeckender Neubau.

Die Ausmaße dieser frühottonischen Kirche ließen sich bis vor kurzem bestenfalls erahnen. Edgar Lehmann schrieb 1938 (*Der frühe deutsche Kirchenbau*): „Daß ein wirklich großzügiger Bau jedoch nicht außerhalb der Möglichkeiten dieser Zeit lag, beweist der Neubau von St. Maximin in Trier (934/52), dessen Beginn Heinrich I. noch fördern konnte. Nur der alte Kulturboden Triers freilich konnte damals solche Leistung vollbringen“. Wie recht er mit diesen Worten hatte, zeigen die Ergebnisse der jüngsten Untersuchungen. Um es vorweg zu nehmen: Die Kunstgeschichte wird die Abteikirche von St. Maximin — nach derzeitigem Forschungsstand — als früheste ottonische Großkirche zwischen Maas und Elbe an den Beginn dieser Epoche einreihen müssen. Wieso entstand ein Bauwerk von solch imposantem Ausmaß aber gerade in Trier, das politisch augenscheinlich eher eine untergeordnete Rolle spielte? Nach dem Königsitinerar Ottos des Großen (936—973) stattete der König und spätere Kaiser seiner hiesigen Reichsabtei nicht einen einzigen Besuch ab! Dennoch lassen sich zwei Gründe für die Entstehung des Großbaues namhaft machen. Einmal war St. Maximin wirtschaftlich eine der stärksten Abteien in Lothringen und daher wahrscheinlich sogar in der Lage, diesen Großbau aus eigener Kraft zu realisieren. Zum anderen aber muß schon Heinrich I. (919—936) erkannt haben, daß sich die großartige Entfaltung mönchischen Lebens in St. Maximin auch in die Sache des Reiches einspannen ließ. Vielleicht gewährte er der Abtei deshalb großzügige Unterstützung (Zum historischen Kontext: Gerhard Streich, *Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen* [Vorträge und Forschungen Sonderband 29], Sigmaringen 1984, Bd. 1, S. 184 ff.).

Seit über 100 Jahren lag die Leitung des Klosters damals in den Händen von Laienäbten, zuletzt bei dem lothringischen Herzog Giselbert, seit 928 Schwiegersohn Heinrichs I. 934 konnte der Konvent den damaligen Propst Ogo zum Regularabt wählen. Da Giselbert wohl kaum freiwillig auf die Abtswürde verzichtet haben dürfte, wird man die tatkräftige Hilfe des Königs bei der Wiederherstellung des benediktinischen Ordenslebens, eingeleitet durch die freie Abtswahl Ogos, voraussetzen können. Falls in der Laienabtszeit das Klosterleben vernachlässigt worden war, so muß es sich in jeder Hinsicht schnell wieder erholen haben, denn 937 beordnete Otto der Große aus St. Maximin 13 Mönche für das von ihm ins Leben gerufene Moritzstift nach Magdeburg. Dies war sozusagen aber erst der Auftakt. Unsere Karte (*Fig. 1*) mag verdeutlichen, wohin in den nächsten 150 Jahren Mönche aus St. Maximin als Aufbaukräfte entsandt wurden; die Abtei war zu einem der bedeutendsten monastischen Zentren des Abendlandes geworden.

Der Baubeginn der Kirche muß mit der Wahl des Regularabtes Ogo 934 oder kurz darauf erfolgt sein. Da die umfangreiche Bauplanung kurzfristig nicht durchzuführen war, möchten wir davon ausgehen, daß die erforderlichen Planungsvorbereitungen noch in die Zeit des letzten Laienabtes fallen. Die erste Teilweihe mit 5 Altarstellen im östlichen

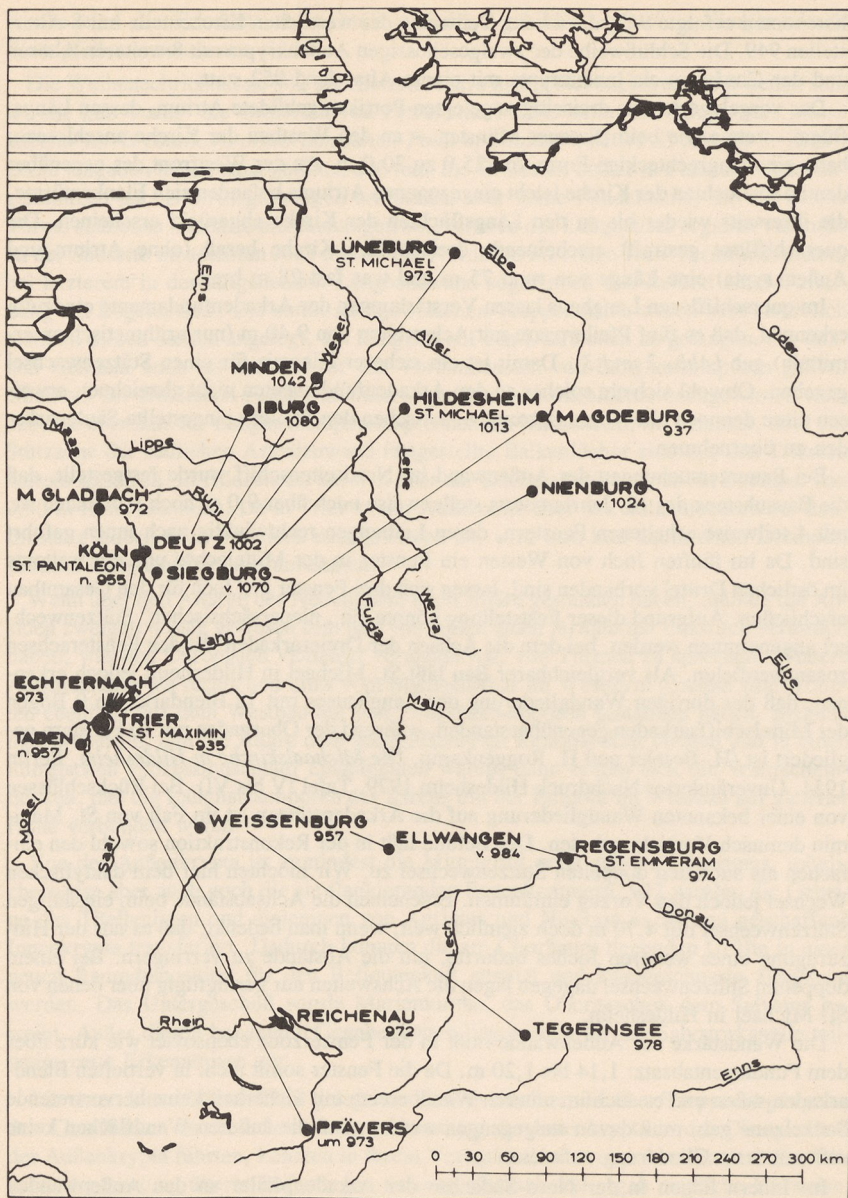


Fig. 1 Entsendung Maximiner Mönche als Reformäbte im 10.—11. Jh. (nach Hallinger)

Kirchenteil erfolgte 942, die zweite Teilweihe des westlichen Kirchenteils mit 8 Altarstellen 949. Die Schlußweihe der zweigeschossigen Außenkrypta mit 8 weiteren Altären und der Confessio als Innenkrypta mit einem Altar fand 952 statt.

Das vorgelagerte, aus dreiseitig angelegten Portiken gebildete Atrium, dessen Längsflügel — etwa wie beim Essener Münster — an den Westbau der Kirche anschlossen, hatte eine langrechteckige Form von 25,0 zu 30,0 m. An der Westfront des gegenüber den Längsfluchten der Kirche leicht eingezogenen Atriums befanden sich Flankentürme, die ihrerseits wieder bis zu den Längsfluchten der Kirche abgerückt erscheinen. Die querschifflose gestrafft erscheinende dreischiffige Kirche besaß (ohne Atrium und Außenkrypta) eine Länge von rund 75 m und war fast 28 m breit.

Im querschifflosen Langhaus lassen Verstärkungen der Arkadenfundamente eindeutig erkennen, daß es fünf Pfeilerpaare mit Achsweiten von 9,40 m (nur arithmetisch zu ermitteln) gab (*Abb. 2 und 3*). Damit ist ein sicherer Hinweis für einen Stützenwechsel gegeben. Obwohl sich ein solcher an den Arkadenfundamenten nicht abzeichnet, erweisen diese dennoch alle Voraussetzungen, zwischen den Pfeilern eingestellte Säulenarkaden zu übernehmen.

Bei Bauuntersuchungen der Außenwand im Nordseitenschiff wurde festgestellt, daß die Bausubstanz des 10. Jahrhunderts stellenweise noch über 9,0 m hoch vorhanden ist, mit 4 teilweise erhaltenen Fenstern, deren Laibungen rechtwinklig nach innen geführt sind. Da im fünften Joch von Westen ein Fenster in der Mittelachse und ein weiteres im östlichen Drittel vorhanden sind, lassen sich drei Fenster pro Joch für den Gesamtbau erschließen. Aufgrund dieser Feststellung könnte ein „niedersächsischer“ Stützenwechsel angenommen werden, bei dem die Achsen der Dreierarkaden mit den Fensterachsen zusammenfielen. Als vergleichbarer Bau läßt St. Michael in Hildesheim jedoch erkennen, daß der dortigen Wandgliederung des Langhauses mit 12 Blendarkaden 9 Bögen der Mittelschiffsarkaden gegenüberstanden, während der Obergaden mit 10 Fenstern gegliedert ist (H. Beseler und H. Roggenkamp, *Die Michaelskirche in Hildesheim*, Berlin 1954. Unveränderter Nachdruck Hildesheim 1979, Tafel IV bis VI). Bei Rückschlüssen von einer bekannten Wandgliederung auf die Arkadenstützen ist im Fall von St. Maximin demnach Vorsicht geboten. Der Befund läßt in der Rekonstruktion sowohl den einfachen als auch den doppelten Stützenwechsel zu. Wir möchten hier dem daktylischen Wechsel jedoch den Vorzug einräumen. Erscheinen die Achsabstände beim einsäuligen Stützenwechsel mit 4,70 m doch ziemlich weit, wenn man bedenkt, daß es nur der Hinzufügung eines weiteren Joches bedurfte, um die Abstände zu verringern. Bei einem doppelten Stützenwechsel dagegen lägen die Achsweiten nur geringfügig über denen von St. Michael in Hildesheim.

Die Wandstärke der Außenwände mißt in der Fensterzone ebensoviel wie kurz über dem Fundamentabsatz: 1,14 bis 1,20 m. Da die Fenster somit nicht in vertieften Blendarkaden saßen und es auch im unteren Wandbereich mit Sicherheit keine hervortretende Sockelzone gab, muß davon ausgegangen werden, daß die äußeren Wandflächen keine differenzierte Gliederung aufwiesen.

Im Innern liegen in der Nord-Südachse der Arkadenpfeiler an den Außenwänden mehrheitlich im Fundamentbereich vortretende Mauerzungen, die zuverlässig auf Schwibbögen hindeuten (*Abb. 3*). Bei drei fehlenden Vorlagen im westlichen Teil der

Kirche sind die Fundamente so breit ausladend gebildet, daß ohne Einschränkung Wandpfeiler anzunehmen sind.

Die Weihe Nachrichten zu 942 überliefern Altäre in den Nebenchören, über denen sich jeweils „im Turm“ die Oratorien von Petrus und Paulus befanden („*Super hoc altare habetur turris continens oratorium sancti Pauli apostoli...*“; *MGH SS XV*, 2, S. 1270). Diese Angaben haben dazu geführt, daß man die Oratorien bisher in Flankentürmen angenommen hat. Die Ausgrabungen erbrachten aber keine Fundamente, die auf solche Türme schließen lassen. Untersuchungen am Äußeren des Langhauses ergaben vielmehr an der Südseite im sechsten Joch und an der Nordseite im ersten Joch Turmfundamente, bei letzterem in der aufgehenden Langhauswand sogar noch den Befund einer Türleibung mit Bogenansatz. Die somit nachgewiesenen Treppentürme waren aber sicherlich nicht an diesen Stellen angelegt, um lediglich auf den Dachboden zu gelangen. Sie können vielmehr auch als Indizien für das Vorhandensein von Langhausemporen gelten. Oberhalb der erhaltenen Fenster konnten sogar Deckenbalkenlöcher nachgewiesen werden, die ebenfalls für Langhausemporen sprechen. In Hildesheim, St. Michael, über der Stützzone der südlichen Arkadenwand festgestellte Balkenlöcher sind mit den Trierern nahezu identisch. In Hildesheim hat sich über der Decke allerdings nur ein Drempel von 0,50 m Höhe befunden. Da in Trier an der Außenseite über den Balkenlöchern die Bausubstanz jedoch noch 1 m hoch nachgewiesen ist, wird man hier kaum einen Drempel, sondern Langhausemporen annehmen.

Wenn über den Altären der Nebenchöre noch Altäre gestanden haben, müßten die Ap-siden zweigeschossig gewesen sein und von außen einen turmhaften Eindruck vermittelt haben, was den Chronisten vielleicht veranlaßt hat, von Türmen zu sprechen. Weitere Apostelaltäre, die rechts und links vom Michaelsaltar im Westturm genannt sind, könnten ebenfalls vor dem Westbau auf den Langseitenemporen gestanden haben. Bedenkt man weiterhin, daß die Altäre dem breitgefächerten Reliquienkult dienten und in einen liturgischen Prozessionsablauf eingebunden waren, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, daß die Langhausemporen der Kirche mit der Empore im Westbau auf gleicher Höhe verbunden waren.

Von der Außenkrypta ist zumindest die Mittelgruft noch antiken Ursprungs, möglicherweise aber auch noch die sie flankierenden Seitenkammern. 942 wurden die Gebeine des Titelheiligen und diejenigen von Agricus und Nicetius in die neu geschaffene Innenkrypta transferiert. Dadurch konnten die am Chorhaupt liegenden Grüfte in einer neuen Raumdisposition für den Reliquienkult genutzt und zweigeschossig ausgebaut werden. Das Untergeschoß wurde Marienkirche, das Obergeschoß dem Salvator geweiht. Außer diesen bekannten Gegebenheiten liegen auch für die Salvatorkapelle teilweise neue Erkenntnisse vor.

Die unter dem erhöhten Chor gelegenen Verkehrsstollen, die über Treppenabgänge an den Chorflanken zu erreichen waren und entlang der Innenkrypta in das Obergeschoß der Außenkrypta führten, konnten in ihrem Verlauf teilweise ergraben werden. Eine erneute Auswertung älterer Befunde am äußeren Chorscheitel ergab deutliche Hinweise, daß sich am Westende der Salvatorkapelle im Obergeschoß der Außenkrypta zwischen zwei nach Osten vorstehenden Mauerköpfen auf dem älteren Gewölbeestrich ein kurzer

Durchgang nach Westen befand, der sehr wahrscheinlich an einer Fenestella in der Stirnwand der Confessio endete.

Aus der am Westbau gewaltig erscheinenden Fundamentmasse glauben wir eine Dreiturmgruppe mit planebenem Westabschluß erschließen zu können. Der querrrechteckige Mittelurm nahm die Breite des Mittelschiffes ein, die Nebentürme endeten in Flucht der Seitenschiffe. Am Westbau wiederholen sich sozusagen spiegelbildlich die drei Apsiden vom Ostchor. Der Westapside im Mittelurm schließt sich eine nach Westen öffnende Gegenapsis an, die sich beide in ihrem Scheitelpunkt berühren und einen einheitlichen Fundamentverband bilden. Beide Gegenkonchen beanspruchen den ganzen Grundriß des Mittelturmes. Im gleichen Mauerverband wird auch die südliche Westapsis in ihrem Scheitelpunkt von einer Gegenkonche tangiert, die auf dem intakten Tonnengewölbe einer spätromischen Grabkammer (!) errichtet wurden.

So sehr schon der gestrafft erscheinende Grundriß der Kirche beeindruckt, von besonderem Aussagewert für die Architekturgeschichte des 10. Jahrhunderts sind die massiven Doppelkonchen im Mittelurm. In dieser ausgeprägten Form ist das Doppelnischenmotiv bisher nur dreimal nachgewiesen. Einmal taucht es am nachträglich angefügten Westbau des Hildesheimer Domes auf, wo J. Bohland ebenfalls drei Westapsiden feststellte. Auch er möchte den Bischof Godehard (1022—1038) zugeschriebenen Westbau mit planebener Front als Dreiturmgruppe verstanden wissen.

Auch wenn im Westurm des Hildesheimer Domes kein Michaelsaltar bekannt geworden ist, dürfen wir dennoch mit der Möglichkeit rechnen, daß es ihn hier, wie an so vielen anderen Orten, gegeben hat. Vor solchem Hintergrund aber bedeutet die Textstelle „*in faciem angelici templi*“ vielleicht, daß die ehernen Portalflügel Bischof Bernwards (993—1022) nicht erst an St. Michael, sondern seit 1015 schon am Dom vorhanden gewesen sein können, wie man heute wieder mehr geneigt ist anzunehmen.

Höchste Beachtung verdient das Vorkommen des Doppelkonchenmotivs über den sakralen Bereich hinausgehend am Palastbau von Otto dem Großen in Magdeburg, der von E. Nickel teilweise ergraben wurde. In einer Studie über den Palastbau befaßt sich Edgar Lehmann ausführlich mit dem Doppelnischenmotiv (Der Palast Otto des Großen in Magdeburg. In: *Architektur des Mittelalters*, Weimar 1984, 42 ff.). Er sieht in den Doppelkonchen eine aus der Antike über Aachen übernommene Hoheitsform, die möglicherweise bewußt vom Sakralbau hierher verpflanzt war. In der äußeren Konche vermutet er — wie in Aachen — eine hohe Portalnische, in der inneren im Obergeschoß, wo der Thronsaal gelegen war, die kaiserliche Thronnische. Datierung: vermutlich zwischen 955 und 965.

Mit einem vorsichtigen Wiederherstellungsversuch des Magdeburger Palastes befaßte sich auch C. Meckseper (Das Palatium Otto des Großen in Magdeburg. In: *Burgen und Schlösser* 27, 1986, 101 ff.). Er glaubt den Aachenbezug noch konkreter sehen zu müssen und möchte in weitere Betrachtungen auch die Westwerkfrage einbezogen wissen. Auch er entscheidet sich für eine hohe Portalnische, gleichhoch mit dieser eine Halbkuppel über der kaiserlichen Thronnische (Für die das Magdeburger Palatium betreffende Literaturhinweise habe ich Herrn Prof. Dr. Hans Erich Kubach, Speyer, zu danken).

Das Doppelnischenmotiv erscheint also gleichermaßen an bestimmten Sakralbauten wie am Palatium. Die Gegenapsiden treten immer am Westbau in der Mittelachse im

Eingangsbereich auf, der in Hildesheim und Trier als Dreiturmgruppe angenommen wird. Auch am Palatium schließt Meckseper Seitentürme nicht aus, wengleich die angedeuteten Seitenräume recht schmal ausfallen müssen und zwischen Nebentürmen und Mittelurm durchgehende Fundamente fehlen.

Wie immer man sich die Aufbauten auch vorzustellen hat, wissen wir aus den Schriftquellen, daß sich in St. Maximin im Westturm der Michaelsaltar befand, der passend an Michaelis, am 29. September 949, konsekriert wurde. Welche Bedeutung der Michaelskult im liturgischen Bereich damals eingenommen hat, braucht an dieser Stelle nicht eigens herausgestellt zu werden (E. Lehmann, *Kaisertum und Reform als Bauherren in hochkarolingischer Zeit. Festschrift für Peter Metz*, Berlin 1965, 74 ff., mit ergänzender Literatur). Wenn wir aber bedenken, daß der Kaiser stellvertretend auf Erden die Funktionen Michaels wahrzunehmen glaubte, dann könnte auch der emporgehobene Thronsaal bzw. die Thronnische den Michaelsoratorien auf den Emporen der Westwerke oder Westbauten besonderer „Kaiserkirchen“ nachempfunden sein.

Ist diese Vermutung richtig, dann muß die Ähnlichkeit der dreitürmigen Westbauten beider Kirchen mit dem Westbau des Magdeburger Palastes in gleichem Zusammenhang gesehen werden. Bei der Frage, warum dieses offensichtlich doch beziehungsreiche Architekturmotiv am Palatium und nur noch an zwei Kirchen zu finden ist, wird man vermuten dürfen, daß zwischen der Reichsabtei St. Maximin, der Bischofskirche Hildesheim und dem Kaiserhaus eine besondere Bindung bestanden hat (briefliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Edgar Lehmann, Berlin-Ost).

Den Hildesheimer Westbau glaubt man aufgrund literarischer Überlieferung Bischof Godehard (um 1030) zuschreiben zu können. Im Hinblick auf die Entstehungszeit von St. Maximin (934—949) und Magdeburg (etwa zwischen 955—965) weckt ein so spätes Baudatum jedoch Bedenken, da bei nur dreimaligem Vorkommen des Doppelnischenmotivs eine Wiederholung desselben in Hildesheim nach über einem halben Jahrhundert postuliert erscheint. Hinzu kommt, daß auch im Bautechnischen zwischen St. Maximin und dem Hildesheimer Westbau eine durchaus enge „Verwandtschaft“ besteht. Die Forschung wird sich infolgedessen die Frage stellen müssen, ob die herkömmliche Datierung von Hildesheim hinreichend fest begründet werden kann, um auf die Dauer zu überzeugen.

Die örtlichen Untersuchungen und Auswertungen sind zur Zeit (Januar 1989) noch nicht abgeschlossen. Einen ausführlichen Fundbericht über die Untersuchungen am ottonischen Kirchengroßbau von St. Maximin wird der Verfasser voraussichtlich 1990/91 in der *Trierer Zeitschrift* vorlegen.

Adolf Neyses